

## Hermelin auf Bänken



Patrick Holzapfel

# Hermelin auf Bänken

Roman

Rohstoff



»Niemand hat uns gesehen. Wir haben niemand  
gesehen, so blind sind wir vor lauter Sehen.«

*Miguel Hernandez*



## **Der Müßigsitzer**



## **Porzellangasse, 21. Mai, 14:30 Uhr**

eine kurvige Form. Zwanzig dünne braune Holzplatten, die Sitzfläche und Lehne vereinen. Armlehne und Beine sind aus Metall und in verspielter, geschwungener Form. Die Beine überkreuzen sich zu einem X. Steht abgewandt von der Straße, in Richtung eines alten Lampenschirmgeschäfts. In der Spiegelung des Schaufensters das Farbenmeer einer wohlhabenden Stadt. Nur wenige Schritte weiter steht eine andere, zur Straße gerichtete Bank gleicher Bauart (Zwilling). Wenige Schritte in die entgegengesetzte Richtung eine Werbesäule und Fahrradständer. Trotz der lebendigen Umgebung, des Lärms der Autos und Straßenbahnen eine große Stille, die von der Bank ausgeht. Aufenthalt: drei Stunden. Vergesse die Stadt in meinem Rücken.

Zuerst fällt mir der lange weiße Königsmantel auf. Ein König, denke ich. Dann blicke ich auf. Es ist ein Sandler, wie sie in Wien sagen. Ein Sandler in prachtvoller Hermelinrobe. Er geht auf dem Trottoir. So was sieht man nicht alle Tage. Ich folge ihm, obwohl ich eigentlich verabredet bin. Ich muss ihm hinterher, genau kann ich nicht sagen, weshalb. Etwas zieht mich an. Meine Verabredung muss warten, sie ist nicht wichtig. Es fällt mir schwer, seinen Schritten zu folgen. Der weiße Mantel schleift über den Asphalt. Ich verstehe die Wege der Mondsüchtigen nicht. Ich bin keiner von ihnen, bin einer, der Verabredungen und Ziele hat. Für gewöhnlich gehe ich geradeaus. So hat man mir das beigebracht. Meine Mutter war das. Sie ist vor Kurzem gestorben. Sie hat mir beigebracht, dass man Wege kurz halten soll. Also gehe ich geradeaus. Zur Universität, zu einer Verabredung, wohin auch immer. Hauptsache geradeaus. Die Straßen in Wien erlauben das. Man bewegt sich auf ihnen und kommt wo an. Schilder weisen den Weg. Das ist nur recht so, sonst gingen ja alle verloren. Meine Mutter hat gesagt: Die geraden Wege führen am besten durchs Leben. Davon, das merke ich, weiß dieser Hermelinkönig nichts. Er geht in Kurven und ich gehe ihm hinterher. Die Gehwege sind breit genug für seine Schlenker, und wenn sie es nicht sind, geht er auf der Straße. Die Menschen weichen ihm ohnehin alle aus. Ich aber folge ihm. Dieser graue Mann im weißen Pelz. Dieser Sandler in Königsrobe, in dessen Gesicht ein fahlgrauer Bart wuchert, geht des Gehens wegen oder um nicht einzuschlafen. Ich folge ihm und es beginnt mir zu gefallen,

so in den Tag hinein zu gehen ... ich stelle mir vor, was in diesem Mann vor sich geht, frage mich, ob ihn Stimmen in seinem Kopf ins Ziellose rufen. Er schlendert stolz mit vorgestrecktem Kinn durch die Gassen des neunten Wiener Gemeindebezirks und zieht seine löchrigen Schlappen wie einen Pflug über die Straßen. Er geht langsam, langsamer als die Tauben, die, von seinem Butterfäulegeruch angezogen, um ihn tippeln. Die Tauben und ich. Wir sind die Einzigen, die ihn anschauen, die mit ihm gehen. Er bemerkt mich nicht. Wahrscheinlich bemerkt er nichts von dem, was ihn umgibt. Ich bin unsichtbar für ihn und fühle mich wohl in dieser Unsichtbarkeit, hier, inmitten der Porzellangasse. Hier ist Wien seine eigene Phantasie. Alles glänzt und aus den Kaffeehäusern riecht es nach Lavendel. Es ist ein geschäftiger Tag, die Kinderwägen werden hastig geschoben, alle wollen schnell irgendwo hin.

Mit einem Mal bleibt der König stehen. Er setzt sich auf eine Bank und verfällt sofort in eine friedliche Ruhe, ganz regungslos, entspannt. Seinen Mantelkragen hält er mit beiden Händen eng an den Hals. Ich stehe auf dem Gehsteig und starre ihn an. Es ist kaum zu fassen. Diese Ruhe ist mir noch fremder als die Kurven. Er scheint allem zu entgleiten, was ihn umgibt. Er hört sie nicht mehr, die penetrant ratternden Straßenbahnwagen, die erstickende Flut ihn ignorierender Menschen, die schallenden Reklamen, die Bohrer und Hämmer auf Asphalt, die gierig gurrenden Tauben und die falsch spielende Flötistin im dritten Stock direkt über ihm. Der Lärm der Stadt weht unbemerkt an ihm vorüber. Ich beneide ihn um seine

Unsichtbarkeit. Die Bank, auf der dieser Obdachlose sitzt, ist eigentlich jenen vorbehalten, die auf die Straßenbahn warten. Aber auf die Straßenbahn, das erkenne ich, wartet dieser Mann keineswegs. Er wartet auf nichts. Es handelt sich um eine ungewöhnliche Bank, weil sie nicht zur Straße gerichtet ist, sondern auf ein Schaufenster, und es ist dieses Schaufenster, in das der Sandler starrt. Ich versuche zu erkennen, was es im Schaufenster zu sehen gibt, aber kann nichts erkennen. Sonnenlicht spiegelt sich im Glas. Ich muss wissen, was er da sieht, warum er da sitzt. Ich überlege, mich neben ihn zu setzen. Macht man das? Einfach so? Vielleicht hat er Krankheiten. Schwachsinn! Ich will trotzdem nicht als komischer Kerl gelten, der am Alsergrund den Sndlern nachsteigt. Also gehe ich zunächst mit der Anspannung des Sich-selbst-Beobachtenden an dieser Bank und diesem grauen, stillen, auf das Fenster starrenden Mann vorbei. Ich drehe meinen Kopf und erkenne, dass die ganze Auslage im Schaufenster von einem erstaunlich bunten Durcheinander an Lampenschirmen besetzt ist: knallrote, quietschgelbe, rosa schimmernde, befleckte, gestreifte, pulsierende, sich geradezu aus dem Fenster lehrende Lampenschirme. Einige Meter weiter bleibe ich stehen, um nach wenigen Sekunden erneut an König und Fenster vorbeizugehen. Ich wage einen weiteren Blick in das bunte Fenster. Da ist meine Kindheit. Im Fenster ist meine Kindheit ausgestellt. Die Blumenwiese vor unserem Haus, ein Regenbogen aus leuchtenden Farben. Pass auf die Wespen auf, sagte mir meine Mutter damals, aber da war ich schon im

Gras verschwunden. Die Nachtlampe neben meinem Bett. Meine Mutter kam und schaltete sie aus. Du musst jetzt schlafen, sagte sie. Die im Garten aufgehängte Wäsche im Sonnenlicht, meine Mutter bat mich, ihr die Wäscheklammern zu reichen. Ich tagträume. Noch einmal gehe ich zwischen Bank und Fenster hindurch. Diesmal blicke ich in die andere Richtung. Ich schaue dem Sandler in die blassgrauen Augen. Es kostet mich einige Überwindung. Ich sehe ihn an. Wahrscheinlich ist es das erste Mal, dass ich einen Obdachlosen wirklich ansehe. Ich sehe ihn an und erkenne, dass es dieser Mann genießt, dort zu sitzen und die bunten Lampenschirme zu betrachten. Also setze ich mich neben ihn. Das ist keine große Sache. Da ist eine Bank, also setze ich mich. Nichts dabei. Ich höre ihn neben mir atmen. Er hat einen schweren Körper. Zumindest lässt ihn der dicke Hermelinmantel so erscheinen. Ich möchte das Fell berühren, aber halte mich zurück. Das wäre wirklich zu viel. Einige Minuten vergehen. Wir sitzen wie zwei Könige, die sich verstehen. Wir blicken auf unsere Ländereien und auf das, was wir erreicht haben. Ich spüre, dass es ihm so ergeht wie mir. Er atmet ganz ruhig. Sein Speichel trocknet in den Mundwinkeln. Er lächelt, so scheint es, ich bin mir nicht sicher. Ich fühle mich wohl. Es ist aber nicht die berauschte Aussicht auf die Lampenschirme, die mich berührt. Es ist das Sitzen auf dieser Bank. Die Zeit hört endlich auf zu sein. Wir sitzen wie auf dem Mond. Die Erde ist weit weg. Ich frage mich, warum ich sonst so wenig auf Bänken sitze. So in den Tag hinein zu sitzen ... das könnte doch etwas für mich sein. Ich

sollte das öfter machen. So könnte ich auch nachdenken. Ich habe das Gefühl, dass ich viel nachdenken sollte. Oder gar nicht mehr nachdenken. Alles vergessen. Das würde mir guttun. Ich beginne schon damit.

Der Hermelinkönig sitzt schon gar nicht mehr neben mir. Er ist losgezogen. Ohne mich. Hat den süßlichen Geruch toter Motten hinterlassen.

## **Odoakergasse, 14. Juni, 17:32 Uhr**

graue Holzplatten, fünf Stück als Sitzfläche, jeweils vier Stück als zweigeteilte Lehne, steht auf Betonplatte. Blick: neu gepflanzter Kirschbaum direkt neben der Straße. Einen Meter hinter der Bank Parkplatz für angrenzendes Gebäude, ein Neubau mit grauen, blauen und weißen Holzlatten vor den Balkonen, verglastes Erdgeschoss. Auf der anderen Straßenseite eine Metzgerei. Aufenthalt: vierzig Minuten. Sonne von Häusern verdeckt, kaum Luftzirkulation. Ein unruhiger Spatz im Obstbaum.

Die Tage vergehen nun zwischen Bänken. Ich mache mir Notizen über das Sitzen, versuche, die Bänke zu beschreiben. Die Worte sitzen weniger fest als ich auf den Bänken. Immerhin vertreibe ich so die Zeit, ich will immer nur die Zeit vertreiben. Die Bank, auf der ich sitze, ist nicht anders als andere Bänke in dieser Stadt. Je nach Bezirk oder Park sehen die meisten Bänke gleich aus. In Wien gibt es zum Beispiel hundertfach das hellbraune Modell mit den grünen, gusseisernen Armlehnen. Ein Auslaufmodell, aber es hält sich wacker, wie so viele Auslaufmodelle im Herzen dieser seit mehr als einem Jahrhundert langsam, langsam zerfallenden Monarchie. Oder dunkelgrüne Exemplare ohne Armlehnen. Oder ein neueres Modell, braun, mit grauen Schienen und gerilltem Holz. Von Zeit zu Zeit kommen neue Modelle und verdrängen die alten. Es kommt vor, dass eine Bank, auf der man besonders gern sitzt, plötzlich nicht mehr da ist. Da hat man kein Mitspracherecht. Bänke unterscheiden sich da nicht von Menschen. Sie haben ein unbestimmtes Ablaufdatum. Ein ganzes Leben kann zusammenbrechen, wenn man nicht mehr da sitzen kann, wo man jeden Tag gesessen hat. Deshalb lege ich mich nicht fest. Ich sitze auf jeder Bank und nie zu lange. Außerdem bevorzuge ich Bänke, mit denen etwas nicht stimmt: herausgebrochenes Holz, unterschiedlich lange Beine oder gefährlich aus der Lehne ragende Nägel. Sie geben wenigstens nicht das Gefühl, dass sie ewig halten könnten. Ich glaube inzwischen fest daran, dass man jeden Ort neu sehen kann, wenn man sich auf ein Objekt konzentriert. Man verschiebt sozusagen

die Schärfe und sieht alles wie beim ersten Mal. So hat man überhaupt einen Grund hinzusehen. In meinem Fall sind es Sitzbänke, Parkbänke, Straßenbänke – es könnten aber auch Mauerblumen, Wasserhydranten oder Antennen sein.

## **Karl-Kantner-Park, 17. Juni, 17:33 Uhr**

hellbraunes Modell, Sitzfläche und Lehne aus jeweils einem Stück gefertigt. Zerkratzte schwarze metallene Armlehnen, die sich durch die Sitzfläche hindurch fortsetzen als Bein der Bank (ökonomische Bauweise). Vor der Bank ein Tisch. Bank steht auf asphaltiertem Quadrat; darüber die blühenden Kronen von Lindenbäumen, ihr Geruch betörend. Die Bank richtet sich zum Ballspielkäfig (die seltsame Wiener Romantik von Käfigen, in denen Kinder spielen). Es beginnt zu regnen. Zunächst viele Menschen im Park, dann nur vereinzelte Passanten und Jogger, schneller als sonst, um dem Regen zu entkommen. Aufenthalt: zwei Stunden. Aus den Linden fallen dicke Tropfen in meinen Nacken. Sehe Tauben, die sich unter einer anderen Bank vor der Nässe verstecken.

Ich ziehe mit Mühe eine Bank unter einen Kastanienbaum am Rand des Auer-Welsbach-Parks. Sie ist aus Eisen und Holz und noch etwas nass vom Regen. Ich habe mich hier verabredet mit Prince, einem Studienfreund. Er ist mein einziger Freund in dieser Stadt. Manchmal treffe ich andere Leute, aber das bedeutet nichts. Man redet ein bisschen, dann geht man wieder nach Hause. Ich studiere halbherzig, sitze seit meiner Begegnung am Alsergrund lieber auf Bänken. Ich habe schon immer lieber auf Bänken gegessen, aber das wusste ich zuvor nicht, also habe ich lange gar nichts getan. Außer halbherzig zu studieren. Ich setze mich und blicke auf. Es sind viele Kinder hier. Sie beachten weder die Bänke noch mich. Einige Burschen wuchten ihre zu großen Fahrräder durch die matschige Wiese. Wer am längsten auf dem Rad bleibt, gewinnt. Auf einer Tischtennisplatte springen Mädchen über Seile, ein Junge hängt sich ununterbrochen mit ausgestreckten Armen an einen dicken Ast, kann sich aber nicht länger als einige Sekunden festhalten. Ich sehe ein Eichhörnchen, das sich entlang eines anderen Zweiges hangelt, der vom Regen des Vortages beschwert wird. Tropfen rieseln zu Boden. Das Eichhörnchen schaut verdutzt und schüttelt sich, obwohl es gar nicht nass geworden ist.

Ich versuche, es mir bequem zu machen. Das fällt schwer. Eigentlich ist es unmöglich, wirklich bequem auf einer Bank zu sitzen, zumindest, wenn man mehr als einige Minuten auf ihr verbringt. Bänke sind gar nicht dafür gemacht, lange auf ihnen zu verweilen. Es braucht Übung, das merke ich. Ich denke an die Selbstverständlichkeit

des Hermelinsandlers. Er hat sicher viel geübt. Er saß in Vollendung, als ich ihm vor einigen Wochen begegnete.

Ich versuche, mir die Bank und die Umgebung einzuprägen. Die meisten Bänke, auf denen man sitzt, vergisst man wieder. Was bleibt, sind Ereignisse: eine Begegnung, ein Regenschauer, eine Erkenntnis. Ich habe keine Erkenntnisse, aber manchmal regnet es.

Prince kommt auf seinem alten Rennrad mit seiner rosa Radfahrermütze, die er immer trägt. Sieht gut aus, auf seine Art. Ganz außer Atem ist er. Er trägt das Rad durch das matschige Gras zur Bank. Ich mag Prince. Er redet ohne Unterlass. Manchmal redet er so viel, dass er ganz erschöpft und krank wird. Dann schweigt er tagelang. Ich glaube, er erhofft sich, dass ihm im Reden eine Wahrheit aufgeht. Ein Freund, den man anrufen kann, wenn man ein Problem hat oder Hilfe braucht, ist Prince nicht. Wie ich kommt er aus Deutschland, aber auch nicht. Ich glaube, aus Mangel an einer Heimat freundet er sich damit an, von überall zu kommen, und zwar meistens dann, wenn man ihn nicht erwartet. Derart passt er nach Wien wie ein Fisch ins Auge.

Wir sprechen ein wenig über meine Begegnung mit dem Hermelinkönig und meine Begeisterung für Parkbänke. Ich sage ihm nicht alles, was mir durch den Kopf geht, erwähne nicht, dass ich eigentlich am liebsten nur noch auf Bänken säße und dass ich den König vom Alsergrund unbedingt wiederssehen wolle. Aber ich sage ihm, dass es mir die Bänke angetan haben und es mir sinnvoller erscheine, auf Bänken zu sitzen als zu studieren. Da